

‘FRISCH VON DER LEBER WEG’ – EDGAR HILSEN RATH WIRD 85: EIN ERINNERUNGSGESPRÄCH



Edgar Hilsenrath mit der armenischen Übersetzung seines Romans
Das Märchen vom letzten Gedanken

Das folgende Gespräch wurde von Bernhard Malkmus am 24. Juni 2009 in Berlin geführt; das Foto wurde während des Gesprächs aufgenommen.

In Ihrem autobiografischen Roman Die Abenteuer des Ruben Jablonski erzählen Sie davon, wie eine Freundin namens Gertrud nach Berlin möchte, weil ihre Großmutter dort lebt. Sie schafft dies aber nicht, weil 'die Geschichte' dazwischenkommt. Sie sind ja dann selbst 1975 nach einer langen Reise nach Berlin gezogen und haben sich dauerhaft hier niedergelassen. Was bedeutet das für Sie – nach Berlin kommen?

Die Sache mit der Gertrud ist Fiktion. Ich bin durch Zufall nach Berlin gekommen. Ich wollte eigentlich nach München. Ich hatte eine Freundin in München und mein erster Verlag, der Kindler Verlag, war ja in München.¹ Dann war ich aber in London und *Der Nazi und der Friseur* kam in einem großen englischen Verlag heraus [W.H. Allen, 1975], und da hatte ich ein Interview mit der BBC. Das Interview wurde von einem deutschen Journalisten geführt, Alfred Starkmann, und der hat mich gefragt, wohin ich in Deutschland ziehen wolle. Er riet mir von München ab und meinte, dass Berlin besser sei, weil es dort viele Treffpunkte zwischen Verlegern und Autoren gebe, literarische Kneipen und Clubs und so weiter. Er hat mich überzeugt, ich hab einfach meine Sachen gepackt und bin nach Berlin gezogen.

Hatte Berlin einen bestimmten Klang, eine bestimmte Aura für Sie als Kind in den zwanziger Jahren, so wie für Gertrud?

Nein, das kam erst später. Damals war Berlin für uns Kinder in Halle an der Saale wie Leipzig oder Dresden. Erst auf unserer Ausreise nach Rumänien [1938] kam ich nach Berlin, aber nur auf der Durchreise. Wir sind da mit dem Taxi durch das Stadtzentrum gefahren. Mehr kannte ich damals von Berlin nicht.

Berlin während der letzten 35 Jahre – wie hat sich das in Ihrer Wahrnehmung verändert?

Berlin – das war anfangs gemütlicher, ein kleiner Kreis, die Leute waren irgendwie intimer miteinander. Und mit dem Mauerfall ist es eine große Weltstadt geworden und hat sich insofern verändert. Den Mauerfall habe ich in einem Hotelzimmer erlebt, als ich auf Reisen war. Ich bin dann am nächsten Tag gleich zurück nach Berlin und bin durchs Brandenburger Tor gegangen nach Ost-Berlin hinüber. Das war sehr spannend.

Ich habe vor kurzem in der spanischen Tageszeitung El País eine Reportage über die jüdische Gemeinde in Berlin gelesen. Der Titel war 'Die Rückkehr der Juden nach Berlin'.² Wie erleben Sie diese Veränderung der jüdischen Gemeinde?

Die jüdische Gemeinde besteht heute hauptsächlich aus russischen Emigranten, die sehr wenig vom Judentum wissen. Ich bin selber Mitglied,

¹ Kindler hatte 1964 Hilsenraths Roman *Nacht* herausgebracht.

² *El retorno. Los judíos vuelven a Berlín*, von Lola Huete Machado, erschien am 25. Januar 2009 in *El País*.

war eine Zeit lang ausgetreten und bin dann wieder eingetreten. Heute habe ich allerdings nicht mehr sehr viel Kontakt. Als ich 1975 nach Berlin kam, war die jüdische Gemeinde meine erste Anlaufstation, sozial und auch praktisch.

Woher stammt der Name 'Hilsenrath'?

Das ist ein typisch deutsch-jüdischer Name, der klingt aber nicht jüdisch. Hilsenrath oder Hilsenrad ist ein Familienname, der stammt ursprünglich aus Kolomea [Kolomyia] in Galizien. Wenn man irgendwo einen Hilsenrath trifft, dann kann man davon ausgehen, dass dessen Familie aus dieser Region kommt.

Sie schreiben in Jossel Wassermanns Heimkehr und im Ruben Jablonski viel über Galizien und die Bukowina. Was wussten Sie von dieser Welt, bevor Sie als Jugendlicher dorthin emigrieren mussten?

Wir machten alle ein-zwei Jahre dort Ferien bei den Großeltern, ich kannte das also schon. Als ich zwölf Jahre alt war, sind wir ausgewandert und ich habe drei Jahre dort gelebt. Ich würde sagen, das waren die glücklichsten Jahre meiner Jugend. Unsere Stadt hieß damals Sereth, das heutige Siret. Die Mehrheit der Juden sprach Deutsch, weil die Bukowina 150 Jahre lang zu Österreich gehört hat. Alle um mich herum sprachen Deutsch und ich habe mich gut eingelebt und hatte schnell gute Freunde. Die angesehensten Familien der Stadt luden uns ein, damit sie einmal bei Tisch ein anständiges Deutsch hören konnten. Wir hatten zwei Pferde, mein Bruder und ich. Mein Großvater war Viehhändler und wir ritten herum in der Stadt und spielten Fußball. Ich war auch in eine zionistische Organisation eingetreten und mit 14 machten die mich zum Jugendführer. Ich musste Vorträge halten und wir hatten eine Bibliothek dort, wo man das nötige Material fand. Fußballkapitän war ich auch.

1941 wurden wir alle deportiert. Die Deportation erfolgte in verschiedenen Phasen. Zuerst sollten die Grenzgebiete 'judenfrei' gemacht werden und wir wurden ins innere Rumänien verschickt. Dort kamen wir in eine Stadt, die hieß Craiova. Das ist eine sehr schöne Stadt und dort kamen wir in eine Art Gefängnis. Und dann kam die jüdische Gemeinde von Craiova und die holten Leute raus und nahmen sie bei sich auf. Wir fanden Unterschlupf bei einer sehr vornehmen Familie, das waren spanische Juden. Der Mann war Juwelier, hatte eine Villa und wir hatten im Kellergeschoß eine schöne Wohnung. Wir durften am Tisch mitessen, das war sehr vornehm mit Dienstmädchen in schwarzen Kleidern und weißer Schürze. Das gefiel mir ganz gut. Wir waren etwa einen Monat lang dort und dann, im Oktober, hieß es, wir könnten zurück in die Heimat fahren. Da fuhren wir halt zurück. 18 Kilometer außerhalb von Sereth hielt der Zug und die sagten uns, das sei Sperrgebiet und wir könnten nicht zurück. Wir wurden in eine Nachbarstadt geschickt, die hieß Radautz [Rădăuți]. Am 14.

Oktober kam dann plötzlich der Befehl von der Regierung, dass alle Juden deportiert werden müssen.

Wie haben Sie die Deportation erlebt?

Man sagte uns, wir dürften nur einen kleinen Koffer mitnehmen, mit soundsoviel Kilo, kein Geld und keine Wertsachen. Die Wertsachen mussten abgeliefert werden, was wir aber nicht machten – wir nähten sie in unsere Kleider ein. Wir mussten um sechs Uhr früh zum Bahnhof gehen und fuhren drei Tage lang durch Osteuropa, bis wir zum Fluss Dnjestr kamen, das ist der Grenzfluss zwischen der Ukraine und Rumänien. Dort wurden wir ausgeladen, da war ein kleines Dorf, das hieß Ataki. Ataki war ein jüdisches Dorf und alle Juden sind erschossen worden beim Einmarsch der Deutschen in Rumänien. In den leeren Häusern war genug Platz, da konnten wir schlafen. Es gab eine große Brücke über den Dnjestr, aber die war gesprengt. Am nächsten Tag fuhren wir auf Flößen über den Dnjestr auf die andere Seite des Ufers und dort lag die große ukrainische Ruinenstadt Moghilev-Podolsk [Mohyliv-Podilskyi].

Wie haben Sie das berüchtigte Ghetto Moghilev-Podolsk überlebt?

Diese Stadt war zweigeteilt in einen Teil für Christen und einen Teil für Juden, das sogenannte Ghetto. Wir hatten Glück. Wir fuhren in einer kleinen Gruppe und unser Anführer war ein Mann, der kannte zufällig den rumänischen Kommandanten des Ghettos [Moghilev lag 1941–4 im rumänisch besetzten so genannten Transnistria]. Und der ging zu ihm ins Büro und bat um einen Schutzbrief für uns, was uns davor schützte, weiter nach Osten deportiert zu werden. Wir hatten außerdem das Recht, eine russische Schule herzurichten für uns. Das machten wir auch und wir zogen in diese Schule ein und hatten ein Dach über dem Kopf. Wir waren fünfzig Personen und bauten Schlafpritschen auf, es gab auch Öfen, die man heizen konnte. Es gab ja weder Essen im Ghetto noch Unterkünfte. Die Häuser waren vollkommen zerstört, Tausende schliefen im ‘russischen Winter’ auf der Straße. Wir waren gerettet und machten eine Sammlung von allen Wertgegenständen, und die drei fähigsten Männer schlichen sich aus dem Ghetto heraus und tauschten alles gegen Lebensmittel in den umliegenden ukrainischen Dörfern. Sie brachten die Lebensmittel zurück ins Ghetto und so ernährten wir uns. Wir hatten dann oft noch Mehl übrig, mit dem buken wir Brot, betrieben einen kleinen Schwarzhandel.

Haben Sie auch den jüdischen Ingenieur und Unternehmer Siegfried Jägendorf kennengelernt, der in Moghilev-Podolsk inhaftiert war? Er konnte die Militärregierung davon überzeugen, ihm die Erlaubnis zu geben, im Ghetto die Fabrik Turnatoria so instandzusetzen, dass Teile des Ghettos mit Strom versorgt werden konnten und Gebrauchsgegenstände produziert wurden.³

³ Siehe Siegfried Jägendorf, *Jägendorf's Foundry. Memoir of the Romanian Holocaust 1941–1944*, hg. von Aron Hirt-Manheimer, New York 1991.

Ja, Siegfried Jägendorf ging zu den rumänischen Behörden und sagte, dass er die ganze Stadt wiederaufbauen würde, wenn sie ihm 1500 jüdische Arbeitskräfte gäben. Die Stadt war ja völlig zerstört, kein Licht, kein Wasser, nichts. Die waren damit einverstanden und er baute eine alte stillgelegte russische Fabrik und die ganze Stadt wieder auf. Ich fand Arbeit in dieser Fabrik, erst in der Dreherei und dann in der Schmiede als Ausfeger. Dafür bekamen wir einen 'Lebensschein', das heißt die 1500 Menschen, die für Jägendorf arbeiteten, konnten nicht deportiert werden. Es gab ja täglich Razzien im Ghetto und immer wieder wurden Leute verschickt und erschossen. Wir lebten also, mehr oder weniger, vom Schwarzhandel und wir überstanden die ganze Zeit. Anfang '44 kamen die Russen, die marschierten ein bei uns im Ghetto, befreiten uns und vertrieben die rumänischen und deutschen Truppen und nachdem wir befreit waren, beschloss ich, auf eigene Faust zurück in mein Heimatdörfchen zu gehen.

Was erwartete Sie in der Bukowina?

Ich ging zu Fuß durch ganz Bessarabien bis nach Czernowitz. Dort wurde ich von den Russen verhaftet, die alle jungen Männer zwischen achtzehn und fünfzig in Razzien verhafteten, weil sie Zwangsarbeiter brauchten. Ich lernte im Gefängnis einen Mann kennen, der mir sagte, 'Zeig mir mal Deine Papiere!' und mir dann vorschlug, 'ich mach Dich zwei Jahre jünger'. Er machte aus der 6 in '1926' eine 8 und er sagte zum Kommandanten: 'Du, dieser Junge ist erst 16, den kannst Du nicht zur Zwangsarbeit einziehen.' So bekam ich den Passierschein und wurde freigelassen. Ich ging am nächsten Tag über die neue Grenze zwischen Rumänien und Russland und so kam ich in mein Heimatsstädtchen, nach Sereth, zurück. Es kamen auch meine Mutter, Vater, Onkel und Tanten und wir nahmen wieder unser Haus in Besitz, da wohnten fremde Leute drin, und die schmissen wir raus.

Sie entschieden sich aber bald, nach Palästina auszuwandern?

Ich blieb dann noch sechs Monate in Sereth und fuhr dann im September im Pferdewagen nach Bukarest. Dort setzte ich mich in Verbindung mit Zionisten und die verschafften mir einen Platz auf einem Transport, der nach Palästina ging. Normalerweise fuhr man mit dem Schiff, aber wir nahmen die Eisenbahn. Wir waren fünfhundert Leute auf dem Transport und wir fuhren über Bulgarien, die Türkei bis nach Palästina. Es war eine abenteuerliche Fahrt, weil wir unterwegs von Russen verhaftet wurden, die hatten Bulgarien besetzt und wollten uns internieren, weil wir keine Papiere hatten, und dann kam Ben Gurion [als Führer der Jewish Agency for Israel] nach Sofia und hat uns da rausgeholt. Wir fuhren über die Grenze nach Konstantinopel, Istanbul, mit einem kleinen Dampfer über den Bosphorus. Auf der anderen Seite wartete die Bagdad-Bahn, damit fuhren wir dann zwei Nächte lang bis nach Palästina. Ich kam dort am 5. Januar 1945 an.

In Nacht schildern Sie den nächtlichen Dnjestr-Fluss und wie Sie zwei Leichen beobachten, die sich in einer Art Liebespiel 'versöhnen', wie Sie schreiben. Was bedeutet der Dnjestr für Sie?

Er ist verbunden mit dem Osten für mich und ist vor allem mit Existenzängsten besetzt. Er verkörpert für mich die Ghettoerfahrung, nicht so sehr die Hoffnung auf Rettung. Für uns wurde ja bei der Ankunft am Dnjestr-Fluss und vor dem Übersetzen nach Moghilev-Podolsk erst das ganze Ausmaß der Katastrophe bewusst. Es war ein Todesfluss.

Eine der eindrucklichsten Figuren von Ihnen ist Deborah in Nacht. Begleitet Sie Deborah noch?

Deborah ist meine große Liebe in Gedanken, sie verkörpert eine reine Frau. Sie begleitet mich täglich, so wie alle Gestalten, die ich geschaffen habe.

Welche Rolle spielen in Ihrer eigenen Fantasie die jiddischen Erzählungen, wie stark und wann kamen Sie in Berührung damit?

Schlemiels und die 'Luftmenschen', das waren so Typen in Osteuropa, die keine Existenz hatten und einfach so lebten, die überlebten, ich weiß nicht wie. Das gehörte zur Atmosphäre. Das waren ganz konkrete Menschen, die ich kennengelernt habe, nicht literarische Vorbilder. Natürlich habe ich auch Scholem Alejchem gelesen. Jiddisch verstehe ich zwar, aber ich kann es nicht sprechen. Ich denke aber, dass mein ganzer Humor aus dieser Tradition kommt.

Sie schreiben auch am Ende von Jossel Wassermann davon, dass 'die wirklichen Geschichten nie enden' können. . .

...weil die Geschichte des shtetl und der shtetl-Juden immer weiter geht.

Wenn man entscheidende Lebensjahre in einem Umfeld verbringt, in dem Dinge sehr rar sind, welche Beziehung entwickelt man da zu einfachen Alltagsgegenständen?

Es gab nichts und jeder kleinste Gegenstand war schon sehr wichtig, ein Messer zu haben oder einen Teller. Ich bin heute sehr dankbar für jede Freude, die ich im Alltag habe. Etwas Gutes zu essen oder im Auto spazieren zu fahren – das ist immer etwas Besonderes.

Sie verließen dann Palästina noch vor der israelischen Staatsgründung.

Es war ein Bürgerkrieg zwischen den Briten und den Arabern. Ich habe damals im Hadassah-Krankenhaus gearbeitet und wir trugen täglich tote Engländer herein, die von Terroristen erschossen worden waren. Das war schlimm. Ja, ich ging dann noch vor der [israelischen] Staatsgründung nach Frankreich zu meinen Eltern und dann nach New York. Meine Eltern sind nach Jahren in Frankreich, wo wir wieder vereinigt wurden, und in den USA dann nach Israel ausgewandert, wo sie heute auch begraben sind.

‘Wegen der Geschichtslücke’ – das ist ein Zitat aus Ihrem Armenienroman Das Märchen vom letzten Gedanken – wegen der Geschichtslücke müsse man schreiben. Ist das so etwas wie ein Motto für Ihr Schreiben?

Wenn man vergisst, tötet man die Opfer noch einmal. Das Erinnern ist wichtig fürs Weiterleben, es ist überlebenswichtig. Armenien ist ein gutes Beispiel. Die Armenier warten darauf, dass die Tatsache des Genozids Anerkennung findet. Die Armenier halten die Erinnerung wach, die Welt dagegen hat den armenischen Holocaust vergessen. Der Völkermord wird immer wieder verleugnet und findet dadurch immer wieder statt.

In Ihrem Armenienroman gibt es viele Anspielungen auf Gemeinsamkeiten zwischen dem armenischen und jüdischen Schicksal. Was sind für Sie die wichtigsten Parallelen?

Beide Völker gelten ja als Händlervölker, als erfolgreich – und beide zogen in der Diaspora die Bewunderung und den Neid anderer Völker auf sich. Es gibt auch bestimmte Ähnlichkeiten in den Bräuchen, ich habe die spezifisch armenischen Bräuche vor allem in der Stadtbibliothek San Francisco recherchiert und dann beschrieben. Da fand ich Tagebücher, Erinnerungen und Familiendokumente von armenischen Dorfbewohnern und Auswanderern in die USA. Ich habe aber auch in österreichischen und deutschen Staatsarchiven geforscht – vor allem die Konsularberichte aus dem ersten Weltkrieg – und im [armenisch-katholischen] Mechitaristen-Kloster in Wien. Dort hat ja Franz Werfel auch seine Studien [zum Roman *Die vierzig Tage des Musa Dagh*] gemacht.

Sie verwenden die bekannte türkische Märchenformel, ‘Bir varmış, bir yokmuş, bir varmış...’ (Es war einmal einer, es war einmal keiner, es war einmal...), die immer wiederkehrt. Was hat Sie an dieser Formel fasziniert?

So fangen ja alle türkischen Märchen an, das betont die Doppelheit von wahrer und fiktiver Geschichte. Der ganze Roman ist ja ein Dialog, ein Zwiegespräch zwischen dem Erzähler und Thovma, zwischen dem letzten Gedanken und dem Schatten. Es war ein Experiment und ich bin auch der Überzeugung, dass das die beste Art ist, sich so einem historischen Stoff zu nähern.

Ich habe den Roman auch geschrieben, um Marcel Reich-Ranicki zu ärgern, weil der behauptet hat, dass es keine deutschen Schriftsteller gäbe, die Dialoge schreiben können. Er hat den Roman aber nie gelesen, der ignoriert mich vollkommen.

Die große Frage hinter Ihrem Armenienroman ist das Leben des Thovma Khatisian, dessen ‘letzter Gedanke’ eine großartige und schmerzvolle Reflexion über den türkischen Genozid an den Armeniern bildet. Wie sich am Ende herausstellt, ist er ja ein ungeborenes Leben, man weiß nicht, ob er wirklich geboren wird oder wie ein ungeborener Geist das Schicksal seines Volkes erlebt...

...man weiß ja nicht genau, wie es mit seinem Leben ist – ob er auf der Landstraße geboren wurde oder von irgendwelchen Türken oder Kurden gerettet wurde. Man weiß nicht, wie und ob die Mutter am Ende aus der Kirche herauskommt, in die sie und andere Dorfbewohner von Ihren Verfolgern getrieben werden – das bleibt in der Schwebe.⁴

Über Wartan, Thovmas Vater, der die Pogrome vor der (unmöglich möglichen) Geburt Thovmas erlebt, sagt der Märchenerzähler an einer Stelle: 'Es war ihm also bestimmt, Augenzeuge zu sein ... Ich nenne es Glück' – eine ungewöhnliche Formulierung. ... damit spiele ich auf die moralische Verantwortung an, die sich mit der Augenzeugenschaft verbindet und mit der Aufgabe, weiterzählen zu dürfen und zu müssen. Das kann auch eine Form des Glücks sein.

Warum wurde Ihr Roman Der Nazi und der Friseur so ein großer Erfolg, vor allem in der zuerst [1971] erschienenen amerikanischen Ausgabe?

Das hat damit zu tun, dass ich frisch von der Leber weg schreibe und keine Rücksicht nehme auf Formalitäten. In Deutschland war das anfangs schwieriger, aufgrund politischer Sensibilitäten. Der Roman hatte aber auch hier sehr gute Rezensionen gehabt, zum Beispiel von Heinrich Böll. Die amerikanischen Rezensionen waren ziemlich oberflächlich, aber positiv. Ein Kritiker verglich mich mit den großen englischen Satirikern.⁵

Sie verwenden einen unzuverlässigen Erzähler, den SS-Schergen und Massenmörder Max Schulz...

...der Ich-Erzähler in *Der Nazi und der Friseur* ist natürlich ein Schelm und Pikaro, dessen Stimme satirisch untermauert ist. Aber es ist schon seine eigene Erzählung, nicht meine. Mich hat es gereizt, den Holocaust aus der Perspektive eines Massenmörders zu erzählen, der die Identität des Opfers klaut. Und da boten sich die Schelmenperspektive und das satirische Schreiben an.

Hat Ihnen beim Schreiben dieses Romans Günter Grass und seine Version des pikaresken Erzählens wertvolle Stichworte geliefert?

Ich fand die *Blechtrommel* zu kompliziert geschrieben. Ich war nicht begeistert von Grass, den ich erst später las. Die Figur des Oskar Matzerath ist anders angelegt.

⁴ Die hochschwangere Mutter wird mit anderen Frauen und Kindern ihres Heimatdorfs in einer armenischen Kirche zusammengetrieben, die dann in Brand gesetzt wird. Thovmas Vater Wartan überlebt den Pogrom. '– Sie haben die Kirche nur niedergebrannt [...], weil sie glaubten, die Frauen und Kinder brennen besser in der Kirche als auf dem Scheiterhaufen im offenen Feld. Denn auf dem Felde könnte es regnen, und da brennen sie nicht so gut. [...] Nicht alle Frauen und Kinder sind verbrannt [...]. Sie legten das Feuer nämlich in der Nacht. Und da konnten ein paar Frauen und Kinder unbemerkt aus dem Fenster springen, obwohl die Kirche gar kein Fenster hat' (*Das Märchen vom letzten Gedanken*, München 1989, S. 459).

⁵ Vgl. Morris B. Margolies, 'The Nazi and the Barber', *Kansas City Star*, 5. Februar 1971.

Ein Unterschied zwischen der deutschen und der amerikanischen Version von Der Nazi und der Friseur [The Nazi and the Barber] liegt in dem unterschiedlichen Ende. Was hat es damit auf sich?

Das Ende sind zwei zusätzliche Seiten, auf denen Gott selbst vom Thron steigt und Max Schulz begegnet. Das empfand ich als eine Entschuldigung für alle Nazis. Im ursprünglichen, in München geschriebenen Original, ist es so wie in der amerikanischen Übersetzung. Die 1977 bei Helmut Braun erschienene deutsche Ausgabe habe ich dann überarbeitet und das Ende herausgenommen. Die jetzige englische Ausgabe folgt allerdings noch der ersten amerikanischen Fassung. Die beiden Versionen bleiben also unterschiedlich.

Oft wird der Groteske, die Sie so stilsicher anwenden, der Vorwurf gemacht, dass sie etwas Nivellierendes habe – dass sie nicht genau zwischen Tätern und Opfern unterscheide. Vielmehr entstelle sie und konzentriere sich in einer Weise auf die menschliche Körperlichkeit, dass moralische Fragestellungen unterbelichtet blieben.

Diese Kritik an der Groteske teile ich nicht. Es werden ja Widersprüche gezeigt und die Erwartungen der Leser werden gerade nicht erfüllt. Das ist für sich genommen moralisch. Mit der grotesken Körperlichkeit werden ja gesellschaftliche Klischees unterminiert. Es ist eine Kunst der Übertreibung, die Klischees im Leser aufdeckt und aufs Korn nimmt. Das ist wieder die satirische Komponente, damit kann man gut das Mitläufertum von Max Schulz zeigen; der ist ja kein überzeugter Nazi, das ist einfach ein Mitläufer. Und der Leser fängt an, sich mit ihm zu identifizieren. Außerdem bin ich an dieser strengen Gegenüberstellung von Täter und Opfer auch nicht interessiert, die Groteske nimmt das aufs Korn. Das wird ja vor allem bei der Darstellung der jungen israelischen Gesellschaft im letzten Drittel von *Der Nazi und der Friseur* deutlich. An der Groteske interessiert mich eben auch das Visuelle, deswegen sind zum Beispiel auch Georg Grosz und Picasso wichtig für mich und in der Literatur die große barocke Groteske von Grimmelshausen, der *Simplicissimus*. Am wichtigsten ist es mir immer, wie es diesen Malern und Schriftstellern gelingt, gegen Klischees anzugehen.

Herr Hilsenrath, Sie feiern am 2. April Ihren 85. Geburtstag. Wir gratulieren Ihnen sehr herzlich und wünschen Ihnen alles Gute. Vielen Dank für dieses Gespräch.